

Ariel Levy

Gegen alle Regeln

Eine Geschichte von Liebe und Verlust

Aus dem Amerikanischen von
Maria Hochsieder

KNAUR*

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Rules Do Not Apply« bei Random House.

Dieses Buch basiert auf dem Artikel »Thanksgiving in Mongolia«
von Ariel Levy, der am 18.11.2013 im *The New Yorker* erschienen ist.

Dies ist ein Sachbuch, trotzdem wurden die Namen und
charakteristische Züge einzelner Personen geändert,
damit sie nicht erkennbar sind. Alle daraus entstehenden
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Menschen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe August 2017
© 2017 Ariel Levy, Inc., New York
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Der Abdruck eines Ausschnitts des Songs »Beginning of a Great
Adventure« von Michael Rathke und Lou Reed, © 1988 Metal Machine
Music und EMI Screen Gems, erfolgt mit freundlicher Genehmigung
von Sony / ATV Music Publishing. Alle Rechte werden
verwaltet von Sony / ATV Music Publishing, 424 Church Street,
Suite 1200, Nashville, TN 37219. Alle Rechte vorbehalten.
Covergestaltung: favoritbüro, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-21430-5

Für
AEN & EJS

Vorwort

Reden Sie manchmal mit sich selbst? Ich mache das ständig. *Wir* machen es, sollte ich sagen, denn so hört es sich in meinem Kopf an. Zum Beispiel wenn ich eine Straßenkarte studiere. *Auf der Vicolo del Leopardò biegen wir rechts ab, an der Bar mit den Mosaikfliesen vorbei, ab da kennen wir uns aus.* Es ist eine alte Angewohnheit: *Wir werden der Lehrerin geradewegs ins Gesicht sehen und ihr sagen, dass das ungerecht ist.* Es ist mein kompetentes Ich, das spricht, und mein verunsichertes Ich, das angesprochen wird. *Wir gehen jetzt zum Telefon und rufen mit einer Hand Hilfe herbei, während wir mit der anderen das Baby halten.*

Zum ersten Mal in meinem Leben kann ich mein kompetentes Ich nicht orten – schon wieder ist mir jemand abhandengekommen. In den vergangenen Monaten habe ich meinen Sohn verloren, meine Ehepartnerin und mein Zuhause. Jeden Morgen wache ich auf und bin einen Augenblick lang ohne Orientierung, verstehe nicht, warum Trauer meinen Körper durchdringt; erst dann erinnere ich mich daran, was aus meinem Leben geworden ist. Immer wieder werde ich von Gefühlen überwältigt, und ich stehe da und muss mich an der Arbeitsplatte in der Küche festhalten, an einer Stange in der U-Bahn oder am Körper eines Freundes, damit ich nicht umfalle. Das meine ich buchstäblich so. Mein

Schmerz ist so groß, dass er mich oft niederzustrecken droht.

All das übersteigt jedes Maß. Bin ich Teil einer italienischen Oper? Eines griechischen Dramas? Oder ist das hier bloß eine merkwürdig makabre Sitcom? Vor einigen Wochen kamen meine Nachbarn auf Shelter Island vorbei und wollten sich das Baby ansehen. *Er ist tot*, musste ich ihnen erklären. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, denn was sollten sie darauf sagen? Es tue ihnen so leid, sagten sie. Bald komme der Frühling, und ich könne in meinem schönen Garten arbeiten. *Nicht wirklich*, erklärte ich ihnen. *Wir müssen das Haus verkaufen; ich bin nur zum Packen hier.* (Ich weiß schon: die Armen.) Stumm durchforsteten sie ihr Gehirn nach einer harmlosen Bemerkung und fragten schließlich nach meiner Ehepartnerin. Ich brachte es nicht übers Herz, ihnen die Wahrheit zu sagen.

An jenem Tag war ich sogar noch wütender als sonst auf den Menschen, mit dem ich ein Jahrzehnt lang zusammengelebt und der behauptet hatte, der Autoschlüssel unseres Jeeps klebe unter dem Motorblock auf der Fahrerseite. Der Wagen stand in Greenport, New York, auf der anderen Seite der Peconic Bay, auf dem Parkplatz, auf dem wir ihn immer stehen ließen, wenn wir wegfahren, weil dort die Bushaltestelle ist. Im strömenden Regen fuhren mich Freunde aus New York City dorthin, aber keiner von uns konnte den Schlüssel finden. Ich lag auf dem Rücken, während mir der Regen auf die Beine prasselte und um mich herum der Geruch von nassem Asphalt aufstieg, starrte auf den Unterboden des Jeeps und suchte nach etwas, das nicht da war.

Bis vor kurzem habe ich in einer Welt gelebt, in der Verlorenes ersetzt werden konnte. Mittlerweile aber ist mir unausweichlich klar geworden, dass alles, was man für sein rechtmäßiges Eigentum hält, verschwinden kann. Und du kannst nichts dagegen tun. Die vermeintliche Zukunft, an der ich jahrelang akribisch gearbeitet habe, hat sich in Luft aufgelöst, und mit ihr ist jede Vorstellung von dem Leben verschwunden, von dem ich dachte, dass es mir zustünde.

Seit ich ein kleines Mädchen war, hat man mir gesagt, dass ich zu leidenschaftlich bin, zu energisch, *zu viel*. Ich hatte angenommen, dass ich meine unbändige Kraft, Gier und Liebe in ein Leben gepackt hatte, das dem standhalten konnte. Doch es ist explodiert.

Erster Teil

1

Als Kind spielte ich am liebsten »Mumie und Forscher« mit meinem Vater. Wir handelten aus, wer welche Rolle übernehmen sollte. Dann musste sich einer von uns reglos und mit geschlossenen Augen hinlegen, die Arme über der Brust verschränkt, und der andere klagte: »Nun durchsuche ich schon so viele Jahre diese Pyramiden, wann finde ich endlich das Grab des Tutanchamun?« (Das war in den späten Siebzigern, als Tut im Metropolitan Museum ausgestellt war und wir oft aus der Vorstadt kamen, um ihn zu besichtigen.) Der Höhepunkt des Spiels ist, wenn der Forscher über den einbalsamierten Pharao stolpert und – Vorsicht! – die Mumie die Augen öffnet und zum Leben erwacht. Der Forscher muss sich erschrecken und fragt dann: »Nun, was gibt's Neues?« Worauf die Mumie antwortet: »Dich.«

Vater-Mutter-Kind-Spiele reizten mich wenig. Mir waren Phantasiewelten lieber, in denen es um Abenteuer, Piraten und Ritter ging. Außerdem war ich dominant, ungeduldig, unermüdlich am Reden und als Einzelkind oft verblüfft über das Verhalten anderer Kinder. Ich war kein beliebtes Mädchen. In der kleinen Holzfestung, die meine Eltern aus einem Bausatz im Garten hinter dem Haus für mich aufstellten, spielte ich Robinson Crusoe und sortierte die Eicheln und

das Zwiebelgras, das ich zum Überleben gesammelt hatte. In diesem Fort wurde ich weder ausgegrenzt noch fühlte ich mich unbehaglich – ich war selbständig, tapfer und überlebte aufgrund meines Scharfsinns, wenn auch allein.

Ein weiterer natürlicher Lebensraum für ein Kind, das Wörter und Abenteuer liebt, sind Bücher. Ich war glücklich, wann immer mir meine Eltern *Moby Dick*, *Pippi Langstrumpf* oder den *Hobbit* vorlasen. Schon bald beschloss ich, einmal Schriftstellerin zu werden. Das schien mir der Beruf, der dem Bild der Frau entsprach, die ich zu werden gedachte: eine Frau, die tun und lassen kann, was sie will.

In der dritten Klasse begann ich, Tagebuch zu führen, und aus Solidarität mit Anne Frank gab ich ihm einen Namen und eine Persönlichkeit und machte es zu meinem Vertrauten. »Nun bin ich bei dem Punkt angekommen, an dem die ganze Tagebuch-Idee angefangen hat: Ich habe keine Freundin«, erklärte Frank Kitty, ihrem Tagebuch. Schreiben bedeutet, mit einem unbekannten Vertrauten zu kommunizieren, der immer verfügbar ist, so wie bei Gläubigen, die sich an Gott wenden. Nirgendwo sonst außer in meinen linierten Notizbüchern konnte ich sagen, was immer ich wollte, wann immer ich wollte. Bis zum heutigen Tag fühle ich mich getröstet und weniger einsam, wenn ich Block und Stift bei mir trage, egal, wie fremd meine Umgebung ist.

Als Journalistin habe ich beinahe zwei Jahrzehnte damit verbracht, mich so oft wie möglich fremden Umgebungen auszusetzen. Nichts liebe ich so sehr, wie an Orte zu reisen, an denen ich niemanden kenne, an

denen alles überraschend ist, und dann darüber zu schreiben. Es ist wie mit einem neuen Liebhaber: Selbst die Seiten, nach denen du nicht verrückt bist, verfügen über diesen knisternden Reiz des Unbekannten.

Die erste Geschichte, die ich je veröffentlicht habe, handelte von einer fremden Welt, gerade einmal eine Stunde von meiner Wohnung entfernt. Ich war zweiundzwanzig, lebte im East Village im sechsten Stock ohne Aufzug, zusammen mit einer Mitbewohnerin und einer Schar Kakerlaken, und war Assistentin beim *New York Magazine*. Meine Freundin Mayita war Praktikantin in der Bildredaktion und hatte von einem Nightclub für fettleibige Frauen in Queens gehört. Wir unterhielten uns in der Mittagspause darüber, während wir mit Plastikbehältern voller müder Salatblätter durch Midtown Manhattan schlenderten und uns davor graute, ins Büro zurückzukehren.

Ich hatte keine wichtige Funktion bei der Zeitschrift. Mein Job war es, die Artikel, die von den Autoren durchgefaxt wurden, in den Computer abzutippen – das war im Jahr 1996, als E-Mails noch als kurioses Phänomen gehandelt wurden, das sich bald überholt hätte. Außerdem musste ich die Kreuzworträtsel eingeben, indem ich zwischen dem Blatt, das der Rätselmacher geschickt hatte, und dem Computerbildschirm hin und her blickte und mich darauf zu konzentrieren versuchte, ob es schwarz, schwarz, weiß, schwarz war oder schwarz, weiß, schwarz, schwarz. Bei der Arbeit befand ich mich ständig in einem Zustand selbstgerechter Verbitterung. *Wie hatte man mich mit einer Tagelöhnerin verwechseln können?* Mayita war ähnlich ent-

setzt über den Sturz, den ihr Ego einstecken musste: Als Graduierte an der Wesleyan University war sie eben noch als die neue Sally Mann gehandelt worden. Nun sortierte sie den ganzen Tag Negative in alphabetischer Reihenfolge. (Wenn wir unseren Vorgesetzten gegenüber verhalten unserer Empörung Ausdruck verliehen, dann beinhalteten die Antworten ausnahmslos den Satz »Das muss man sich erarbeiten«. Wir scherten uns nicht darum.)

Wir beschlossen, nicht abzuwarten, bis uns jemand in der Redaktion die Erlaubnis gab zu tun, was wir wirklich wollten. Also fuhren wir die zig Haltestellen mit der U-Bahn nach Queens und gingen in eine höhlenartige Bar in Rego Park, in der Frauen, die weit über hundert Kilo wogen, mit ihren Verehrern tanzten und flirteten und um vier Uhr morgens in Unterwäsche Schönheitswettbewerbe veranstalteten. Dort drinnen war es stockdunkel. Die Luft war abgestanden, es roch nach Schweiß, und die Drinks waren so stark, dass sie dampften. Die Frauen aber waren umwerfend, wie riesige Vögel: Sie klimperten mit ihren fedrigen, falschen Wimpern; die engen Kleider schimmerten in Pfauenblau und Kanariengelb; die Pailletten reflektierten das gedämpfte Licht. Mayita und ich stachen heraus, graue Täubchen, mickrig in unseren Jeans und tristen Pullovern. Es war furchterregend und gleichzeitig elektrisierend. *Was wir schreiben, ist größer als deine Angst oder die Demütigung*, erklärte mir mein kompetentes Ich. Also ging ich mit meinem Notizblock auf wildfremde Menschen zu und bat sie darum, mir ihre Geschichte zu erzählen.

Und das taten sie. Sie vertrauten mir an, wie es war, ein kleines dickes Mädchen zu sein, oder wie sie nach der Geburt ihrer Kinder immer dicker geworden waren. Sie erklärten, dass sie es leid waren, sich zu schämen, sich dafür zu entschuldigen, dass sie so viel Platz beanspruchten, und dass sie zu der Überzeugung gelangt waren, dass es schön war, dick zu sein (oder dass es ihnen zumindest zeitweise gelang, das zu glauben). Sie hatten leidenschaftliche Verehrer, wobei es schwierig war, weil sie nie sicher sein konnten, ob die Männer, mit denen sie ausgingen (die »Moppelliebhaber«), sie um ihrer selbst willen liebten oder nur für ihr Dicksein. *Für ihr Dicksein!* Auf dem Nachhauseweg von der U-Bahn, in der Dämmerung um fünf Uhr morgens, ließ ich mir die Frage staunend durch den Kopf gehen.

Das Manhattan der Neunziger war grell, gierig, gnadenlos. Die schlanken Frauen mit den klackernden Absätzen und den geglätteten Haaren auf der Madison Avenue und im Fernsehen klemmten sich Tausend-Dollar-Handtaschen mit zwei ineinander verschränkten Gs unter den Arm. Die Menschen drängten in Restaurants, die durchgestylt und sündhaft teuer waren; niemand scherte sich um regionale Direktvermarktung, niemand wollte roh gezimmertes, wiederverwertetes Holz. Es war die Geburtsstunde der Internetkultur, und Leute in meinem Alter verdienten ein Vermögen mit allen möglichen Start-ups. Eine Freundin in der Redaktion verkaufte die Filmrechte an ihrem ersten großen Artikel, den sie in der Zeitschrift veröffentlicht hatte, für eine halbe Million Dollar; da war sie gerade

fünfundzwanzig. (Er handelte von den reichen jungen PR-Leuten, die mit Gästelisten und Geschenktäschchen winkten und so die nächtliche Hierarchie in der City verwalteten. »Die meisten von uns haben nicht weniger Macht als die alten Anzugträger«, sagte einer von ihnen. »Und bald haben wir mehr als sie.«)

Es gab damals kein unterschwelliges Gefühl von Angst und kaum Gegenwehr angesichts des vorherrschenden Egoismus. Meine Generation hatte nie einen echten, lang andauernden Krieg erlebt. Niemand dachte an Terrorismus. Selbst der Klimawandel schien noch etwas, das man getrost bis in die ferne Zukunft ignorieren durfte – vielleicht konnten wir ihn ja abwenden, wenn wir unsere Limodosen recycelten. Konsum über alles – diesem Ethos folgte man in New York City ohne jeden Zweifel, und die Zeitschrift, bei der ich arbeitete, machte sich darüber lustig und beförderte das Ganze gleichzeitig. Ich fand es abwechselnd faszinierend und befremdlich.

Wie aufregend war es da, eine Parallelwelt auszukundschaften, in der Frauen sich einfach aus dieser Gesellschaft der glattpolierten Fassaden ausklinkten, Frauen, deren Körper unmissverständlich ein Fanal des Widerstands war. Während ich an meiner Story schrieb (was, wie sich herausstellte, weit schwieriger war als gedacht), wurde mir bewusst, dass ich eine exotische Welt mit ihren ganz eigenen ästhetischen Maßstäben und Verhaltensweisen beschrieb, mehr noch aber erzählte ich über eine unkonventionelle Art von Frauenleben. Was bedeutet es, Frau zu sein? Wie lauten die Regeln? Welche Möglichkeiten gibt es und welche Hindernisse? Mir

wurde klar, dass ich Geschichten erzählen wollte, die diese Fragen beantworteten – oder zumindest stellten.

Ich war außer mir vor Freude, als ein Redakteur der Zeitschrift ankündigte, dass sie meinen Artikel und Mayitas Fotos veröffentlichen und uns dafür bezahlen wollten. (Die Story bekam die beste Schlagzeile, die ich je hatte: »Women's Lb.«, weil sich in der Abkürzung Lb. nicht nur die Gewichtseinheit Pfund, sondern auch das Wort »Liberation« wiederfanden.) Das Honorar war etwas ganz Besonderes, ein geradezu magischer Lohn – wie eine Belohnung für etwas, das sich bereits gelohnt hatte. Und noch dazu waren es zweitausend Dollar, mehr als mein monatliches Gehalt. Gewöhnlich war es mühsam, das Geld für die U-Bahn-Karten und die Miete für mein schmutziges, deprimierendes Apartment zusammenzukratzen. Nachdem ich das Geld für die Story bekommen hatte, besuchte ich wochenlang in der Mittagspause die Bar mit dem opulenten Salatbüfett. Ich schaufelte bergeweise Rote Bete mit Blutorangenstückchen auf den Teller und häufte unbekümmert Steakstreifen daneben.

Das Schreiben war die Lösung aller Probleme – finanziell, emotional, intellektuell. Es hatte mir Gesellschaft geleistet, als ich ein einsames Kind war. Es lieferte mir einen Vorwand, Orte aufzusuchen, an die ich mich andernfalls kaum gewagt hätte. Es genügte dem Dekret, das meine Mutter im Laufe der Jahre immer wieder erlassen hatte: »Du musst selbst für dein Leben aufkommen; du darfst dich niemals von einem Mann abhängig machen.« Und ich fühlte mich gut dabei, das Schreiben lieferte mir einen Grund, einen Sinn. »Denn

kurioserweise sind Menschen bereit, einem ein Auto zu geben, wenn man ihnen eine Geschichte erzählt«, erklärte Virginia Woolf 1931 in einer Ansprache vor der National Society for Women's Service, einer Vereinigung berufstätiger Frauen. »Und noch kurioser ist es, dass es nichts auf der Welt gibt, was so schön ist wie das Geschichtenerzählen.«

Ich hatte es zur festangestellten Journalistin gebracht, als ich mich im Alter von achtundzwanzig Jahren verliebte. Ein paar Jahre später heiratete ich – so wie wir alle. In dem Augenblick, da wir uns den dreißigsten Geburtstagen näherten, wurden meine Freundinnen und ich plötzlich unruhig wie Popcorn im Topf: Zuerst eine, dann noch eine, bald stürzten wir uns alle in die Ehe. Danach folgten ein paar friedliche Jahre, bevor die Schwangerschaften aufpoppten. Mich beunruhigte das.

Um Mutter zu werden, fürchtete ich, musste man den Status als Protagonist im eigenen Leben aufgeben. Deine Fragen wurden für dich beantwortet, deine Freiheit war fort, dein zukünftiger Weg immer unabänderlicher. Trotzdem nagte es an mir. Weiter als hauptberufliche Forschungsreisende unterwegs zu sein wäre so gut wie unmöglich, wenn ich ein Kind hätte, andererseits schien es in vieler Hinsicht die denkbar aufregendste Reise. Manchmal hörte ich auf den langen Flügeln, die ich für meine Storys unternahm, ein Lied von Lou Reed. Es heißt »Beginning of a Great Adventure« und handelt davon, Eltern zu werden. *A little me or he or she to fill up with my dreams / a way of saying life is*

not a loss. Das kreiste in meinem Kopf: *Ein kleines Ich, ein Er oder eine Sie, die ich mit meinen Träumen füllen kann, eine Möglichkeit zu sagen: Das Leben ist nicht vergebens*. Als meine Freundinnen, eine nach der anderen, den Schritt wagten von der jungen Frau zur Mutter, führte es mir immer deutlicher vor Augen, dass ich ihn nicht getan hatte.

Manche von ihnen waren schockiert, als sie feststellen mussten, dass Fortpflanzung nicht zwangsläufig eine einfache Aufgabe war. *Stell dir vor, ich bin immer noch nicht schwanger*, sagten sie bitter und verzweifelt, während ihr Liebesleben unerbittlich von Zielstrebigkeit in Beschlag genommen wurde und sie künstliche Befruchtungen, In-vitro-Fertilisationen, Hormonspritzen und Erniedrigungen über sich ergehen ließen. *Ich versuche es seit einem Jahr, zwei, fünf. Sechstausend, achttausend, vierzigtausend Dollar habe ich für die Behandlung ausgegeben*.

Ich hörte ihnen zu. Ich sagte Dinge, von denen ich hoffte, sie wirkten tröstlich. Doch mein beherrschender Gedanke war: natürlich. Die Erkenntnis ist ja nicht neu. Die Fruchtbarkeit nimmt mit den Jahren ab. Das wissen wir alle. Irgendwie waren wir überzeugt, wir könnten uns da durchlavieren.

Die Welt, in der wir lebten, war so kontrollierbar. Wenn wir keine Lust hatten, die Lebensmitteleinkäufe das Treppenhaus hinaufzuschleppen, dann bestellten wir sie im Internet und warteten im vierten Stock in Jogginghosen auf den Mann aus Asien oder Lateinamerika, der beladen mit unserem Katzenstreu und den Biobananen die Treppen hinaufkeuchte. Wollten wir

von entgegengesetzten Enden der Welt miteinander kommunizieren, griffen wir zu Geräten, die in unserer Jugend noch nicht einmal existiert hatten; wir schickten einander E-Mails, SMS-Nachrichten, Bilder, die wir nur Augenblicke vorher ganz ohne Film aufgenommen hatten. Alles schien möglich, wenn du nur findig und hartnäckig genug warst und das Geld hattest. Der Körper aber hält sich nicht an diese Regeln.

Wir wuchsen mit dem Gefühl auf, dass wir tun und lassen konnten, was immer wir wollten – es stand uns frei, wir selbst zu sein. Tatsächlich waren viele der revolutionären Träume unserer Eltern wahr geworden. Ein Schwarzer konnte Präsident sein. Es war in Ordnung, schwul zu sein – sogar schwul und verheiratet. Man konnte als Frau Erfüllung darin finden, Karriere zu machen, und musste nicht Ehefrau und Mutter sein (wobei es genau genommen immer noch ratsam schien: Eine alte Jungfer ist auch heute noch mit einem Makel behaftet). Manchmal rieben sich unsere Eltern verwundert die Augen angesichts der unendlichen Fülle von Möglichkeiten, die sie uns eröffnet hatten. Dann wieder erkannten sie bestürzt das Ausmaß der eigenen Ansprüche, wenn sie ihnen von den eigenen Kindern wie unter der Lupe vergrößert entgegengehalten wurden.

Den Gedanken zu wagen, dass die Regeln nicht immer gelten, zeichnet einen Visionär aus. Gleichzeitig ist es ein Merkmal von Narzissmus.

Vor jeder Reise gerate ich in Panik. Plötzlich bin ich davon überzeugt, dass ich diesmal nicht in der Lage sein werde, mich mithilfe der Landkarte zu orientieren

oder mit Menschen zu kommunizieren, die kein Englisch sprechen, oder die Leute zu finden, die ich für die Story brauche, die ich schreiben will und mit der man mich beauftragt hat. Ich werde ganz und gar verloren sein, unfähig und verletzlich.

Das Gleiche galt für das Kinderkriegen. Beinahe ein Jahrzehnt lang hatte ich Angst. Ich war nicht gern Kind und fürchtete, dass es meinem Kind ebenso ergehen würde. Ich hatte Sorge, dass ich eine furchtbare Mutter sein würde. Und ich hatte Angst davor, zu stranden und festzustecken – und mich zwanzig Jahre lang mit Oboenunterricht oder Mathematik-Hausaufgaben herumzuschlagen, die ich schon beim ersten Mal nicht durchgestanden hatte.

Aufmerksam beobachtete und las ich alles zum Thema. »Ja, ein Kind ist ein Strudel von Ängsten«, schrieb Elena Ferrante in ihrem Roman *Die Frau im Dunkeln*. Ihre Protagonistin reißt sich letztendlich von ihren Kindern los und startet in ein außergewöhnliches Abenteuer: »Alles wieder auf null. Keine Gewohnheiten, keine von der Vorhersehbarkeit abgeschliffenen Empfindungen. Ich wäre ich, würde Gedanken produzieren, die einzig und allein dem verworrenen Faden meiner Träume und Begierden folgten.« Den ganzen Tag und die ganze Nacht ein Baby auf dem Arm – da hat man keine Hand frei, um nach diesem verworrenen Faden zu greifen.

In einem Interview erklärte Joni Mitchell einmal, warum sie Graham Nash damals in den Sechzigern, als sie ein Paar waren, nicht geheiratet und Kinder bekommen hatte. Sie wandte sich ab von jenem Traum vom

häuslichen Glück, zu dessen Verherrlichung sie ihn zunächst angestiftet hatte: »I'll light the fire, you place the flowers in the vase.« – »Dann mache ich Feuer, und du stellst die Blumen in die Vase.« Doch nach seinem Heiratsantrag hatte Mitchell an ihre Großmutter denken müssen, eine enttäuschte Musikerin, die sich in ihrem Dasein als Mutter und Hausfrau so eingesperrt fühlte, dass sie eines Nachmittags die Küchentür aus den Angeln trat. Keine Spur von Selbstverwirklichung in ihrem Leben; sie fand sich mit ihrem Schicksal ab.

Mitchell glaubte, sie würde enden wie ihre Großmutter, wenn sie sich für Familie und Häuslichkeit entschied. Also begab sie sich auf Wanderschaft, so wie sie es in *Don Juan's Reckless Daughter* besang: »out on the vast and subtle plains of mystery«.

Auch ich wollte diese weite, verheißungsvolle Prärie der Geheimnisse sehen. Ich wollte erleben, wie sich die endlose mongolische Steppe vor mir erstreckte. Ich wollte wissen, wie ein Morgen in Rajasthan roch. Warum? »Ich will es machen, einfach weil ich will«, schrieb Amelia Earhart einmal in einem Brief an ihren Mann. »Frauen müssen versuchen, Dinge zu tun, genau wie die Männer es versucht haben.«

Ich würde die Tür nicht aus den Angeln treten. Ich würde mich nicht für die stickige Behaglichkeit am heimischen Herd entscheiden. Ich wäre der Forscher, nicht die Mumie.

2

Am Abend vor meiner Abreise war mein Kopf voller goldener, pulsierender Bilder Afrikas. Ich stellte mir vor, wie ich unter der roten Sonne mit dem Block in der Hand wild entschlossen Notizen machte. Furchtlos, von Leidenschaft für meine Arbeit und die ganze Welt erfüllt. Nachts fiel ich beschwingt ins Bett, während mir der Kopf vor Gedanken schwirrte.

Ich war fünfunddreißig Jahre alt und auf dem Weg nach Johannesburg, um die ambitionierteste Reportage meiner Laufbahn zu schreiben. In den zwölf Berufsjahren hatte ich mich auf eine bestimmte Art von Artikeln verlegt: kurze Porträts öffentlicher Persönlichkeiten, Aufsätze über die Popkultur. Das hier war anders. Alles, was ich zuvor gemacht hatte, schien nun wie eine Übung, eine Vorbereitung. Dies aber war der Eintritt in mein Erwachsenenendasein als Autorin.

Ich hatte das Foto einer Läuferin aus Limpopo gesehen, der ländlichen Gegend im Grenzland Südafrikas zu Botswana, Mosambik und Simbabwe, und ich hatte meinen Blick nicht mehr abwenden können. Sie hieß Caster Semenya. Aufgewachsen in einem abgelegenen Dorf mit kleinen Ziegelhäusern und sonnengebackenen Lehm- und Dunghütten, war sie barfuß laufen gegangen zusammen mit einem Team, in dem sich niemand Turnschuhe hatte leisten können. Sie kam aus einem